

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 82 (1956)
Heft: 33: Das ist nur bei grosser Hitze möglich

Rubrik: Der Rorschacher Trichter : Nebelspalter-Beilage mit Glossen, Possen, Skizzen und Witzen von Werner Wollenberger

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

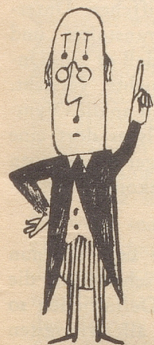
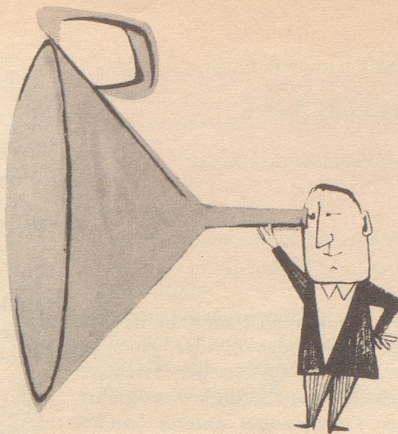
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Rorschacher Trichter



Die Glosse

Bar-baren ...

Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, mitunter hat er auch das Bedürfnis, eine Kleinigkeit trinken zu gehen. Dagegen ist nichts einzuwenden. So ein gelegentliches Glas mit ein paar Freunden ist eine hübsche Sache. Man zieht zusammen los, man peilt irgendeine nette, stille Bar an und sitzt anschließend in gemütlichem, ungestörtem Gespräch zusammen ...

Meint man!

Die nette, kleine, stille Bar gibt es nämlich mitnichten. Sie existiert nur in den rosaroten und himmelblauen Wunschträumen von Menschen, denen fünfundzwanzig Stunden im Tag Preßluftschläger das Trommelfell gerben, Motorräder über die Nerven rasen und quiettschende Tramwagen in die Magen-grube stoßen.

Dafür gibt es in der Bar etwas anderes, und zwar schwarzlackierte Kästen auf drei Beinen, die man Pianos nennt. Mit piano hat ein solches Piano nur in seltensten Fällen etwas zu tun und schuld daran sind die Leute, die es betätigen. Ich sage absichtlich nicht: Beherrschen. Denn davon kann keine Rede sein. Nicht der Barpianist beherrscht sein Instrument, die klingende Hackmaschine beherrscht ihren Spieler und auf diesem Umweg die ganze Bar.

Es gibt Ausnahmen. Leute, die es verstehen, im richtigen Augenblick die richtige Taste mit richtig do-

siertem Schwung zu drücken, die in einem intimen Verhältnis zu ihrem Instrument stehen, die es nur so leicht hin streicheln und es nicht so mißhandeln, daß es seinen Schmerz in die Umgegend wimmert, kreischt und brüllt ...

Aber die andern, die musikalischen Holzhacker, die instrumentalen Kraftmenschen, die Schwergewichtler der Tastatur, die Hunnen und Vandalen, die aus Musikstücken rhythmisierte Ruinen machen, die Bar-baren im Reiche der leichten Töne, die machen aus Unterhaltungsstätten Vorzimmer der Hölle. Es gibt drei besonders schlimme Arten: Die Pseudo-Amerikaner, die Pseudo-Wiener und die wirklichen Deutschen. Weil wir ein internationales Land sind, wenn es sich darum handelt, Zweitklassiges zu importieren und zu bewundern,

gibt es alle drei Arten zwischen St. Moritz und Basel in verwirrender Anzahl. Ich möchte behaupten, es gibt bei uns mehr Barpianisten als richtig gestimmte Klaviere und sogar immer noch mehr gut klingende Flügel als wohltönende Barspieler.

Der Pseudo-Amerikaner ist noch der harmloseste. Er hat einmal davon gehört, daß Jazz modern sei und nun stellt er seine Fortschrittlichkeit unter Beweis. Was er spielt, hat natürlich mit wirklichem, gutem Jazz so wenig zu tun wie der Vorsteher des Inneren mit dem kulturellen Leben der Schweiz. Von Gershwin ist es ungefähr so weit entfernt wie Arthur Beul von Richard Wagner. Das heißt, um gerecht zu sein, hat es doch etwas mit Wagner zu tun. Es ist laut. Der Pseudo-Amerikaner, der Stan Ken-



ton des kleinen Moritz, der Fats Waller, Oscar Peterson und José Iturbi im Westentaschenformat versucht, das was ihm an Jazzgefühl abgeht durch Lautstärke zu ersetzen. Er schmeißt sich mit hundertsechzig Pfund Lebendgewicht in die Tasten, er ist entschlossen, die Kiste in Rekordzeit abbruchhoneyger-reif zu hauen. Leider gelingt es ihm selten. Höchstens daß vier oder fünf Saiten reißen, was ihn aber weiter nicht stört, da er es überhaupt nicht bemerkt. Menschen mit normalem Empfinden sehnen sich während seiner Produktionen innig und heiß nach dem Geräusch der Preßluftschläger und Fabriksirenen, die wenigstens keinen Anspruch darauf erheben, künstlerisch gewertet zu werden.

Schlimmer ist der Pseudo-Wiener. Das ist ein Mensch, der in Krakau, Brünn, Linz oder Oerlikon aufgewachsen ist. Nur in den seltensten Fällen stammt er wirklich aus Wien und das ist das einzig Gute an Wien und seiner Musik überhaupt. Was der Pseudo-Wiener treibt, ist musikalische Prostitution in Idealkonkurrenz mit rhythmischer Kuppelei. Er zaubert das in die Bar, was in den Inseraten als «Atmosphäre» bezeichnet wird. Man kann es auch als «Milieu» bezeichnen. Er beginnt fesch mit einem Holzackerbuam-Marsch und wechselt dann rasch zur Produktion von schleichendem Gift über. Seine Augen bekommen einen mühsam eingeübten feuchten Schimmer, seine Stimmbänder werden schlapp und er bibbert los. Vom kleinen Wegerl im Helenenthal, von den Veilchen auf der Au und von den Wiener Madeln wimmert er und die Tränen schwimmen die Schlußsilben klanglos den Orkus hinab. Aber das ist noch nicht das Schlimmste, das ist erst furchtbar. Grauensvoll wird es, wenn er den lieben Gott, die Engerln und den Himmel persönlich bemüht. «Wann der Herrgott net wui, nutzt dös gor nix» winselt er in das wehrlose Mikrofon, das sich nur deshalb nicht übergibt, weil es Kummer und Leid seit Jahren gewohnt ist. Nicht so der Mensch, der eine kleine Bar aufgesucht hat, um einen Whisky zu trinken und nun plötzlich Himbeersirup und parfümierten Hafer-schleim vorgesetzt bekommt. Er steht auf und geht dorthin, wohin der Wiener gesetzt gehört – an die frische Luft ...

Und nun zum Deutschen. Der Herr pflegt aus Berlin zu stammen und er fühlt sich verpflichtet, die Eigenschaften, die man Berlinern nachrühmt, unter permanenten Beweis zu stellen. Diese Qualitäten sind a) Schnelligkeit, b) Schlagfertigkeit und c) Munterkeit. Es mögen sehr

schöne Eigenschaften sein und ich schätze sie sehr. In Berlin. Aber hier, bei uns, in einer Bar? Nein, es ist schon schlimm, es zieht einem die Schuhe aus und die Schuhe gehen alleine nachhause, es jagt einem Fallmaschen an das Rückenmark und zieht einem die Kopfhaut bis weit über den Bauchnabel hinunter. Der Deutsche singt nämlich nicht nur deutsche Schlager, deren geistiger Gehalt ohnehin unter dem polizeilich erlaubten Existenzminimum liegt, sondern er fühlt sich auch noch dazu berufen, sie fröhlich zu parodieren. «Dreh' mich noch einmal um, eh Du auseinandergehst» brüllt er, quietschend vor Spaß an seinem eigenen Witz, und «Ich küsse Ihren Hund, Madame.» Dazwischen macht er Bemerkungen in Pianisten-Prosa, einem Jargon, der ein Mittelding zwischen grammatikalischen Fehlern und Pornographie ist. Da er die Schweizer für geistig minderbemittelt hält, macht er diese Einwürfe in einem Idiom, das er für Schweizerdeutsch hält. Er ist überzeugt davon, daß er einen Riesenerfolg hat, wenn er statt «Schwiegermutter» «Chaibelöli» singt oder sagt, und das Allerschlimmste ist, daß ihn seine Vermutung meistens nicht trügt. Es gibt immer ein paar Trottel, die bei der Verteilung der Gehirnwindungen nur ein minimales Teilstück erwisch haben und es für den Gipfel des Humors halten, wenn ein ausländischer Klavierquäler unseren Dialekt mißbraucht.

Noch grausamer wird das Spiel des Menschen, wenn er anfängt sächsisch zu singen, weil er damit im Jahre vierzehn v. Chr. bei einem bescheidenen Germanen einen gewissen Erfolg zu verzeichnen hatte. Ganz und gar trostlos wird das Trauerspiel aber, wenn er sich plötzlich daran erinnert, daß er eigentlich der Arthur Rubinstein hoch Paderewski werden wollte und beinahe drei Stunden Konservatorium hinter sich hat. Dann beginnt er nämlich plötzlich seine musikalischen Notzuchtversuche an Beethoven, Mozart und Schubert vorzunehmen. Wenn die betreffenden Komponisten nicht schon tot wären, hätten sie nun eine legitime Todesursache. Zum Glück geht dieser Anfall von Klassik meistens rasch vorüber. Abrupt schüttelt der Bar-bar die Trauer um seine verpaßte Chance von den Schultern und geht zu «Egon, ach Egon» über und dann zu «Bringen'se dem Mann am Klavier – noch en Bier, noch en Bier, noch en Bier.» Das ist eine Aufforderung mit dem Zaunpfahl. Trotzdem wäre ich ihr schon gerne und oft nachgekommen. Leider gibt es aber bei uns kein Bier mit Arsenik

WETTBEWERB

Geliebter Feind...

Vor einigen Wochen habe ich hier die mehr oder minder geneigten Leser des «Rorschacher Trichters» gebeten, des fünfundzwanzigjährigen Geburtstages unseres Landesenders zu gedenken, und zwar durch eine möglichst witzige, möglichst sichere und möglichst treffende Definition dieser Institution. Ich muß sagen, die Bitte traf auf offene Ohren und sogar auf wache Geister. Die Definitionen rollten in rauhen Mengen an und es gab da gar nicht wenige, die waren gescheiter als ein durchschnittlicher Vortrag von Radio Bern, lustiger als ein Bunter Abend von Zürich und niveauvoller als ein Wunschkonzert von Basel, wobei zu sagen wäre, daß das natürlich nicht unbedingt ein Kompliment zu sein braucht. Es ist aber eines, denn diverse Definitionen sind nicht nur relativ, sondern absolut witzig, geistreich, fröhlich und schlagend. Es sieht mir fast so aus, als würden Schweizer nur im Aerger humorvoll ...

Weil wir gerade beim Aerger sind: Ich hatte gesagt, daß es sich nicht unbedingt um eine negative Definition handeln müsse. Ein gescheites Lob wäre mir ebenso willkommen gewesen. Von dieser Möglichkeit wurde indessen nur unwesentlicher Gebrauch gemacht. Ich überlasse den Psychologen und den Mei-

nungsforschern unserer Studios die näheren Rückschlüsse auf die Qualität der Radiohörer oder auf die Güte der Sendungen.

Immerhin, es kamen doch einige Lorbeerblätter für Beromünster. Aus Holland schrieb jemand: «Beromünster – ein Sender, der besser ist als sein Ruf!» Wozu ich nur bemerken möchte: Hoffentlich!

Einen zweiten Freund hat Bero in Arosa und der meint: «Beromünster ist eine der beliebtesten und abgedroschensten Zielscheiben des Spottes, ohne welche gewisse Conferenciers, Cabarets, Textautoren für humoristische Blätter und andere Leute, die lustig sein möchten, zusammenpacken könnten.» Wie recht der Mann da doch wieder hat. Es stellt sich nur die Frage, warum andere Institutionen nicht so oft mit Hohn und Spott bedacht werden. Und vielleicht sind die meisten Witze über Bero auch nur deshalb so billig, weil die Sendungen nicht selten es ebenfalls sind .. Eine andere, ebenfalls noch positive Lösung kommt aus Grenchen: «Beromünster ist der teilweise gelungene Versuch, verschiedene Geistesrichtungen zu einer fruchtbaren Ko-Existenz zusammenzubringen.» Das ist ein Lob cum grano von salis, aber immerhin ein Lob. Und ich bin mir gar nicht sicher, ob die richtige Auszeichnung für unseren Landessender nicht wirklich in einem Kranz bitteren Lorbeers bestünde. An einem der Blätter müßte ein Zettel hängen: «Bitte nicht darauf auszurufen!»

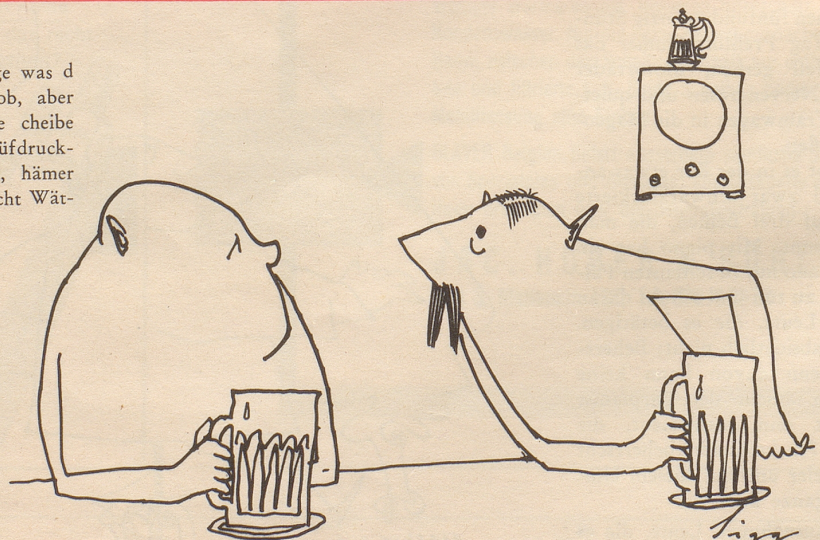
Die schönste Formulierung dieser Auffassung stammt von einer Frau. Es wäre unfair, ihren Namen zu unterschlagen. Sie heißt Margrit Gafner, wohnt in Zuchwil und hat die wunderschöne Umschreibung

geliefert: «Beromünster – mein geliebter Feind!» Kürzer, objektiver und treffender geht es kaum mehr ...

Größer geht es leider. Da kamen ein paar Einsendungen, auf deren Wiedergabe ich hier verzichte, denn sie beweisen, daß das Niveau eines Senders unglaublich auf das Niveau der Hörer drücken kann, wobei ich bemerken muß, daß ich an sämtlichen Sendern, die ich kenne, keinen Mann an der Arbeit weiß, der so einfalls- und taktlos wäre, wie gewisse Kritiker seiner Arbeit. Nicht einmal einen Sportreporter, der auf Dampfschiffchen Unterhaltungsabende veranstaltet und damit nur beweist, daß er von Unterhaltung auch nichts versteht. Man sollte den Mann an die Olympiade schicken; falls es dort eine Goldene für den Sieger im geistigen Leerlauf gibt, er bekommt sie!

Mit großer Freude sage ich nun aber, daß es uns schwerfiel, die wirklich witzigen Definitionen so zu sieben, daß die allerwitzigsten übrigblieben, und daß es noch bedeutend anstrengender war, von diesen die aller-allerwitzigsten auszusuchen. Ich zitiere zunächst ein bißchen drauflos. Da gibt es nämlich eine so schneidend scharf gedachte Formulierung wie diese: «Ein aus Mittelmäßigkeiten bestehendes Radioprogramm, dessen Versuche, aus dieser Mittelmäßigkeit herauszukommen von vorneherein Fehlgriffe sind, weil sie unschweizerisch wirken!» Bitte sehr, das ist ein guter Einfall – er sagt etwa: Jedes Volk hat das Radio, das es verdient. Und das stimmt im Kern bestimmt.

«Chasch säge was d wotsch Jakob, aber sid mer die cheibe Hoch- und Tüfdruckgebiet händ, hämer immer schlächt Wätter.» –



Lustiger und nicht minder schlagend ist diese Definition: «Unser Landessender ist wie der Samichlaus – man weiß nie, was er bringen wird, befürchtet jedoch das Schlimmste!» Ich wäre allerdings dafür, den Ausdruck Samichlaus mitunter durch einen schlichten «Chlaus» zu ersetzen. Es käme der Sache näher.

Nicht unkomisch formuliert ein Polizeimann aus Zürich: «Beromünster ist ein Sender, der einen falschen Namen hat. Er müßte Sommerau heißen. Und warum? Nun – im Winter schpielets en Schmarre und im Sommer au ...» Das ist ein Kalauer, der fast so witzig ist wie das Schauturnen der Zürcher Verkehrspolizisten. Nur wahrscheinlich erfolgreicher ...

Lustig auch dies: «Beromünster ist ein glänzender Verkäufer. Nach dreimaligem Abhören habe ich mein Radiogerät verkauft ...»

Und ganz schlicht: «Beromünster ist, wenn man trotzdem hört ...» Oder zu deutsch: UKW Aber das geht schon in Richtung PTT und betrifft die guten Herren aus den Studios weniger ...

Für die Störungen zeigt sich ein anderer Einsender indessen dankbar. Er sagt: «Beromünster ist, wenn alle anderen Stationen gestört sind ...»

Ich möchte sagen, der Mann dürfte selten Pech haben ...

Aber nun zur Sache, resp. zu den preisgekrönten Definitionen und zu den Preisen selbst. Ich nehme es in Kauf, daß Ihnen andere Umschreibungen besser gefallen hätten und in den nächsten Nummern werden Sie auch noch einige davon zu Gesicht bekommen – zwecks Vergleichens. Uns Leuten von der Jury haben die folgenden drei Einsendungen eben am besten gefallen:

1. Rudolf Saurer, Lehrer in Innertkirchen, sagt bedenkl. klug: «Beromünster ist der verzweifelte Versuch, die politische Neutralität der Schweiz auch auf künstlerisch-geistiges Gebiet zu übertragen.»
2. Rosmarie Gebhardt aus Neuhäusern am Rheinfluss hat die heimtückischste und hinterhältigste Formulierung gefunden. Sie sagt: «Beromünster ist ein kleines Städtchen im Kanton Luzern ...»
3. Oskar Stäger in Villmergen macht einen superben Witz, wenn er schreibt: «Beromünster ist der zur Tatsache gewordene Wunschtraum der Erfinder – Das Perpetuum jodele!»

Nach den Preisträgern die Preise. Nun glaube ich am besten, der gescheite Herr Lehrer aus Innertkir-

chen unterhält sich einmal mit einem Radiomann über Probleme des schweizerischen Landessenders. Zu diesem Zweck bekommt er eine Fahrkarte Innertkirchen–Basel retour, I. Klasse. Und in Basel ist der Direktor des Studios, Dr. Fritz Ernst so freundlich, ihn für eine Stunde zu empfangen und mit ihm ein bißchen die Lage im schweizerischen Radio zu besprechen. Doktor Ernst sucht stets neue Mitarbeiter – vielleicht findet er in Herrn Saurer einen. Schön wär's! Rosmarie Gebhardt, die vorgibt, noch nie etwas von einem schweizerischen Landessender gehört zu haben, bekommt 26 Schweizer Franken zwecks Einlösung der Radiokonzession. Vielleicht findet sie dann heraus, daß Beromünster doch noch etwas anderes ist, als bloß ein Städtchen im Luzernischen. Leider ...

Herr Stäger schließlich erhält ein Jahresabonnement auf die Radiozeitung, sowie einen Rotstift, mit welchem er sich alle Sendungen, in denen gejodelt wird, rot anstreichen oder sogar mit einem Totenkopf versehen kann. Und die anderen soll er sich eben anhören ... Das wäre dies ... Bleibt nur noch eines: Allen, die mitgemacht haben, herzlich zu danken. Außerdem wünschen wir ihnen auch fernhin guten oder gestörten Empfang – je nach Wunsch und Willen!



Durchschnittler

Zwei Durchschnittsseldwyler sehen Zwillinge.

«Wiä diä denand gliched!» staunt der eine.

«Uffallend», sagt der andere, «bsunders dä rächts.»

★

Zwei Durchschnittsseldwyler steigen auf der Station Länglikon aus dem Zug, sie wollen in Länglikon einen Besuch machen. Das Dorf ist gute fünfzehn Minuten vom Stationchen entfernt, die beiden nehmen den Weg unter die Füße und denken über die Unzulänglichkeit menschlicher Werke nach.

«Tummi Hagle», sagt der eine, «d Shtazioo eso wiit vom Dorf eweg go mache!»

«Häsch nid urecht», gibt der andere nach tiefem Grübeln zu, «aber weisch, wens d Shtazioo nööcher as Dorf ane gmacht hetted, wäred

halt d Schine zwiit vom Baahof eweg!»

(Einsender: Heiri Heiter, Lachwil)

Zwei Durchschnittszürcherinnen treffen sich.

Elsa sagt zu Irene:

«Du häsch aber en schöne Pullover. Häsch dä sälber gmacht us Kameelhaarwulle?»

Darauf Irene erstaunt:

«Ja das stimmt, – warum häsch jetzt Du das gmerkt?»

«Hä, a de beide Högerli dank ...»

(Einsender: Richard Faul, Zürich)

Zwei Durchschnittszürcher spielen Verkäuferlis.

«Was wünschst de Herr?»

«Zwei Pfund Riis!»

«Söll ichs iipacke?»

«Nöd nötig, ich hans Netzli da!»

«Ja s Netzli nützt der nünt, es rägnet verusse!»

(Einsender: H. Neumeyer, Kilchberg)

Die Guten den Bündnern!

Vor zwei Wochen habe ich Ihnen von der Herstellung der Brissago berichtet, und nur ein paar Tage darauf kam ein Brief von der bündnerischen Generalvertretung der Fabrik am Lago Maggiore. Ich öffnete ihn entzückt, denn ich erwartete ein freundliches Dankeschön der Firma für meine Reportage. Obwohl ich nicht ausgesprochen eitler Natur bin, hätte mich das gefreut ...

Es war aber kein Merci, es war ein bitterböser Brief, zwischen dessen Zeilen dunkel die Drohung mit einem Kreditschädigungs-Prozeß lauerte. Warum? Nun, ich hatte geschrieben, die mißratenen Brissagos kämen als sogenannte «Bündnerzigarren» in den Handel und ins Bündnerland. Nun könnte ich zwar Stein und Bein schwören, daß mir eine ähnliche Auskunft zuteil wurde und daß ich auch Notizen in diesem Sinne gemacht habe. Es kann aber auch durchaus so gewesen sein, daß man mir gesagt hat, der unvermeidliche «Ausschuß» werde im Bündnerland und ähnlichen Berggegenden als zweite Qualität verkauft und – etwa – in Pfeifen geraucht. Bitte, das kann sein.

Nun macht mich die Generalvertretung aber darauf aufmerksam, daß es neben der berühmten Blauband-Brissago auch eine mit gelber Bauchbinde gebe und daß diese speziell für die Bündner hergestellt werde. Sie zeichnet sich dadurch aus, daß sie besonders gepflegt und kräftig ist und auf den Namen «Bündner» hört. Im übrigen besitzt sie alle Vorzüge der gewöhnlichen, respektive ungewöhnlichen Brissago ...

Nun denn, lassen Sie mich mit Schwung an die Brust klopfen, das Haupt in Scham verhüllen und längere Zeit ins Eckchen stehen. Ohne den Trost einer Brissago! Und Ihnen sagen, daß es mir ferne lag, die Bündner und die ausgerechnet für sie hergestellten guten Glimmstengel zu diffamieren. Lassen Sie mich weiterhin der Hoffnung Ausdruck verleihen, meine Bemerkung habe keinen Schaden angerichtet und die Bündner rauchten die Marke, die sie seit hundert Jahren kennen und lieben, mit gleicher oder besser noch mit größerer Begeisterung weiter. Lassen Sie mich auch hoffen, die Brissagofabrik habe Verständnis für meinen Fehler. Sie wissen dort ja auch, daß nicht alles hundertprozentig sein kann ...

Und lassen Sie mich wünschen, die Verstimmung der Bündner-Brissago-Fabrikanten vergehe wie der Rauch einer solchen. Also wie der Rauch derjenigen, die ich im Augenblick mit innigem Vergnügen paffe!

Nachrichten

Inland:

In Bern fand das erste Schweizerische Schneckenrennen statt. Sieger wurde eine Schnecke aus dem Kanton Baselland. Die Ehrenplätze hinter ihr belegten zwei Mitglieder der Studienkommission für den neuen Bahnhof von Bern.

Ausland:

Adolf Hitler, der entgegen anderer Annahme seit einigen Jahren im Exil in Südamerika lebt, gab bekannt, daß er endgültig auf eine Rückkehr in die Weltpolitik verzichte. Er begründete diesen Schritt mit der Feststellung, er habe in Oberst Nasser einen würdigen Stellvertreter gefunden.

Im

Rorschacher Trichter

der nächsten Woche finden Sie:

Aber Adam!

Die Cabareportage einer Modeschau für das unschönere Geschlecht

Ferner:

Onkel Sokrates, Nachrichten, Kommentar überflüssig, usw.